

Werner Post

Unterscheidungen im Begriff Natur

(Königsberg/Ufr. 30.9.2012)

1

Es gibt Begriffe, die umso ferner rücken, je näher man ihnen zu kommen sucht. Ein solcher Begriff ist „Natur“. Von seinen Anfängen bei Thales von Milet und den jonischen Naturphilosophen bis zur heutigen Quantentheorie und den Biowissenschaften bietet sich uns das Panorama einer zweieinhalbtausendjährigen wechselhaften Bedeutungsgeschichte dar. Sich darauf abschließend einen Reim zu machen, fällt auch Kompetenteren als mir schwer. Der französische Philosoph Gaston Bachelard (+1962) hat einmal gesagt: immer, wenn er eine Sache nicht verstanden habe, halte er Vorlesungen darüber. Ich will mich nicht mit fremden Federn schmücken: aber etwas Ähnliches versuche ich jetzt auch. Und ich will mich dabei auf drei Ereignisse des Jahres 2012 beziehen. Zwei von ihnen haben auf höchst unterschiedliche Weise mit Genf zu tun: am 28. Juni beging man den 300. Geburtstag von Jean-Jacques Rousseau; wenige Tage später gab das CERN-Institut bekannt, man habe höchstwahrscheinlich das lang gesuchte und vermutete Higgs-Boson verifizieren können; und schließlich hat die vor kurzem beendete *documenta* in Kassel das Verhältnis von Natur und Kunst neu darzustellen versucht.

2.

Weder habe ich die Absicht noch die Kompetenz, nun mal eben rasch die Rätsel der physikalischen Grundlagenforschung zu referieren; es geht mir ja um einen Begriff der Natur. Üblicherweise unterscheidet man zwischen einem philosophischen und wissenschaftlichen Natur-Begriff, seit dem 19. Jhd nicht selten in einer oppositionellen Zwei-Kulturen-These (C.P.Snow). Das gilt auch heute insofern noch, als die Naturwissenschaften einer objektivierenden, auch technisch-instrumentellen Einstellung folgen, die Philosophie hingegen den Naturbegriff historisch-kulturell verstehend oder erkenntnistheoretisch angeht. Darüber hat sich eine innig gepflegte Gegnerschaft des gegenseitigen Kannitverstan entwickelt: Vertreter der angewandten Wissenschaften halten den größten Teil der Philosophie gern für Lyrik, Philosophen bemühen dagegen ebenso gern Heideggers Sentenz: Die Wissenschaft denkt nicht.

Das hat sich freilich längst auf mehreren Ebenen zu ändern begonnen; ein Indiz dafür bildet die Konjunktur von Ethik-Kommissionen: die Ergebnisse und Möglichkeiten einiger Wissenschaften stoßen in Grenzbereiche vor, die mit wissenschaftsinternen Bordmitteln nicht mehr geregelt werden können; die Medizin, Energie- und Ökofragen liefern bekannte Beispiele. Ob oder wie hilfreich die Erörterungen jener Kommissionen tatsächlich sind, ist schwer zu überblicken; ich werde manchmal den Eindruck nicht los, daß man da Ethik als Erste Hilfe herbeiruft, nachdem das Kind in den Brunnen gefallen ist. Es bleibt dann eine äußerliche Verbindung, Ratgeber-Ethik.

Anders sieht es aus bei wissenschaftstheoretischen Grundlagenfragen. Das eben erwähnte Higgs-Teilchen mag dafür ein Beispiel liefern. Ganz laienhaft: mit dem Bigbang vor 13.7 Mrd. Jahren entstand anscheinend ein Nukleus aus reiner Energie, bei dem man bislang nicht erklären konnte, wie er Masse bilden konnte. Die Hypothese, mit denen der englische Physiker Higgs das Problem zu lösen hoffte, wurde nun höchstwahrscheinlich sekundenkurz experimentell bestätigt, mithilfe einer ebenso komplizierten wie aufwendigen Versuchsanordnung im kilometerlangen Protonenbeschleuniger des CERN. ¹

Man könnte das für die hochspezialistische Erkenntnis von hochspezialisierten Physikern halten, die sie ja auch ist – wenn sie nicht geradezu weltbildliche Implikationen hätte: es geht um die elementaren Bausteine der Materie. Darüber gibt es schon länger eine umfangreiche und kontroverse Debatte seit den Tagen von Einstein, Planck, Bohr, Hahn, Heisenberg e tutti quanti. In Atom- und Teilchenphysik oder Quantentheorie löst sich der traditionale Substanzbegriff in Funktion, Energie, Zeit oder Bewegung auf. Das Spiel der Atome, Neutronen, Protonen und sonstiger Teilchen verhält sich unberechenbar und unregelmäßig, es entzieht sich der klassisch objektivierenden Beobachtung, ja, wird durch diese selbst noch beeinflusst. Eine essentialistische Naturtheorie wird damit unmöglich.

Noch prominenter sind die Erzählungen der Makro- und Astrophysik. Um nur ein Beispiel zu erwähnen: Im Sommer 2010 haben Astronomen der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore „beobachten“ können, wie eines dieser gigantischen schwarzen Löcher einen Stern, vermutlich eine Rote Riesensonne, die ihm zu nahe gekommen war, verschlungen hat. Diese schwarzen Löcher befinden sich lange in einer Art Schlafzustand und enthalten eine Masse von Millionen Sonnen. Die von den gewaltigen Gravitations- und Gezeitenkräften dieser Löcher zerrissenen Sterne kann man astronomisch dadurch orten, daß der Staub der Sternenmaterie erhitzt und leuchtend aufgewirbelt wird, bis er völlig verschwindet. Das Ganze hat sich in einer knapp drei Milliarden Lichtjahre entfernten Galaxie abgespielt. Der verschlungene Stern, so konnten die Forscher bestimmen, besaß ungefähr drei Millionen mal soviel Masse wie unsere Sonne.

Die unfäßlichen Dimensionen des Universums vom Big Bang bis zu heute bekannten zig Milliarden von Sternen, Galaxien, Super-Novas und schwarzen Löchern samt Anti-Materie in einem ständig sich ausdehnenden Raum haben noch eine besondere Pointe: das ganze Universum hat anscheinend sich in Sekundenschnelle aus einem stecknadelkopf-großen Anfang geballter Energie entwickelt und wird nach thermodynamischen und astrophysikalischen Prognosen voraussichtlich irgendwann wieder, wie ein Luftballon, auf diesen Punkt zusammenfallen. Natürlich fragt man sich, was *vor* diesem Big Bang gewesen sein soll; das weiß man nicht; aber es gibt die Vermutung, daß dieser winzige Punkt des Anfangs bereits das hochkomprimierte Ende eines vorhergehenden zusammengefallenen Universums enthielt. Auch unserem Sonnensystem blüht

¹ Jüngst hat ein neues Hubble-Teleskop offenbar neben 5500 Galaxien auch Bilder aus einer Entfernung von 13,2 Mrd. Lichtjahren entdecken können, damit fehlen nur noch 450 Mill. Lichtjahre zum BigBang; immerhin umfaßt ein Lichtjahr etwa 10 Billionen Kilometer.

die Verschmelzung mit der benachbarten Andromeda-Galaxie – in etwa 4 Mrd Jahren.

Bei diesen Beschreibungen fallen bildhafte Begriffe wie Schwarzes Loch, Antimaterie, Big Bang, Rote Sonne, Quarks usw ins Auge; sie signalisieren die Rache der Einbildungskraft angesichts der Unvorstellbarkeit der abstrakten makrotheoretischen Modelle. Die klassische Anschaulichkeit der Natur verliert sich in einem monströsen technologischen Aufwand und besteht vor allem in hochspekulativen mathematischen, auch philosophischen Hypothesen. Man könnte auch sagen: es ist ein Beispiel für den Übergang vom analogen zum digitalen Weltbild. „Das heißt also, daß wir uns mit den Trümmern des klassischen Weltbildes begnügen müssen, da eine tiefere Einheit nicht existiert; und daß wir nur eines tun können: diese Bruchstücke zweckmäßig bei der Vorhersage von Ereignissen einzusetzen. Naturerkenntnis im Sinne einer Erkenntnis aus allgemein gültigen Prinzipien ist nicht mehr möglich.“²

3.

Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir: das waren für Kant die beiden Kardinalpunkte. Zwar befaßte auch er, mit Laplace über Newton hinaus, sich mit neueren Theorien der Kosmogonie, mit Spiralnebeln und der Möglichkeit weiterer Galaxien, aber das zweite Moment seiner Sentenz: das moralische Gesetz in mir, eröffnet noch einen anderen Zusammenhang.

Dieses moralische Gesetz ist das Gewissen, das sittliche Bewußtsein, der reine gute Wille, das inwendige Faktum der Vernunft. Es gehört zur natürlichen Ausstattung des Menschen. Das legt nahe, zu einem von Kant verehrten Vorgänger im Geiste überzugehen: auf Jean-Jacques Rousseau. Sein Name fällt unweigerlich, wenn von Natur die Rede ist Jean-Jacques verbrachte sein letztes Lebenshalbjahr im Chateau seines Verehrers, des jungen Marquis de Girardin in Ermenonville. Neben der Gastfreundschaft hat er vor allem den Park, der zu diesem Anwesen gehörte, genossen: tägliche meditative Andachten in der naturgemäßen Garten-Landschaft, die auch seinen Entwürfen entsprach. Auf einer Insel im Gartenteich befindet sich noch ein Sarkophag, das Grab Rousseaus (1778), bevor er 1794 pantheonisiert wurde (ausgerechnet neben Voltaire).

Dieser Park oder Garten von Ermenonville ist seit kurzer Zeit wieder für Publikum zugänglich. Besucher berichten davon, daß er sich in einem ziemlich verwilderten Zustand befinde – offensichtlich also in einer ursprünglicheren Naturbelassenheit, in der die Garten-Strukturen kaum noch zu eruieren sind. Das rousseauistische Ideal der Natürlichkeit hingegen war eine *Idee*, der Park von Ermenonville war Landschaftsarchitektur, eine künstliche Natur, ein Kulturprojekt.

Jean-Jacques lebte in einer Epoche, die seit der Renaissance einem – im Einzelnen sehr unterschiedlichen – normativen Naturbegriff frönte: in Naturrecht,

² P. Feyerabend, Naturphilosophie, in: Fischer Lexikon Philosophie, Ffm 1958 ff, S.220.

Empirismus, frz. Materialismus des 18.Jhdt., Pädagogik usw.; mit Ausnahme metaphysisch-theologischer Versionen sollte Natur die weltbildliche Funktion übernehmen, die früher der absolute Schöpfergott innehatte. Rousseau unterscheidet sich von den genannten Konzepten. Er folgt weder dem mechanistischen Naturbegriff, in dem Natur bloß als Materie und Stoff figuriert, noch divinisiert er die Natur. Sie dient ihm vielmehr als Folie für seine Zivilisationskritik, die Imagination einer herrschaftsfreien heilen Ursprünglichkeit. Das unterscheidet ihn vom anthropologischen Pessimismus des homo-homini-lupus-Naturzustands; es ist die Vorstellung der Einheit von Natur, Gefühl, Vernunft und Freiheit, verbunden mit der pädagogischen Hinführung zu einem guten, gelingendem Leben.

4.

Nach über 200 Jahren Wirkungsgeschichte sind die Illusionen und Vorzüge der Thesen Rousseaus so ausgiebig erörtert worden, daß ich mich auf wenige Aspekte beschränken darf.

Nicht nur die theoretische Physik hat unser Weltbild revolutioniert und die Frage, was die Welt im Innersten zusammenhält, neu eröffnet. Für die Bestimmung dessen, was Natur und Leben heißen soll, hat sich heute die Evolutionsbiologie in den Vordergrund geschoben. Sie folgt den Spuren von den allerersten Anfängen lebender Organismen vor etwa 4 Mrd. Jahren bis beispielsweise zur heutigen Genom-Analyse. Man kann, unprofessionell formuliert, darin einen Prozeß permanenter Selbsterhaltung jener Arten beobachten, die durch Anpassung und Selektion erfolgreich waren – bis hin zum homo sapiens sapiens.

Berauscht von den vielen, über Darwin weit hinausreichenden neuen Erkenntnissen, haben sich gewisse Evolutionsbiologen durch ideologische Verstiegenheiten in Verruf gebracht. Es ist natürlich Blödsinn, menschliches Verhalten heute stets als Atavismus, als stammesgeschichtliche Erbe von Sammlern und Jägern zu dechiffrieren. Desgleichen hat man im Überschwang die Entzifferung der menschlichen Gene überschätzt: zwar teilen wir auf geradezu kränkende Weise 99% unseres Genpools mit Schimpansen; aber es zeigt sich längst auch, daß die Aussagekraft der einzelnen Gene viel zu uneindeutig ist als daß der Homunculus gleich vor der Tür stünde. Und auch in der Hirnforschung wird bisweilen intellektuelle Erkenntnis auf die Aktivitäten von Hirnarealen und Synapsen reduziert.

Gleichwohl bleibt da wenig Spielraum für Rousseaus enthusiastisches *Retour à la nature*. Die evolutionäre Auslese in der Natur ließe, bar ins Gesellschaftliche übertragen, auf Sozialdarwinismus hinaus. Und anders als Jean-Jacques haben die philosophischen Klassiker an Natur stets das Moment der Notwendigkeit, des Gesetzmäßigen, der Determination, also nicht der Freiheit, festgemacht. Eher nötigt uns gerade die Unzulänglichkeit unserer Natur als List, mit Willen und Bewußtsein zu leben, also Vernunft und Freiheit zu entwickeln.

Daß wir biologische Mängelwesen und Tieren mit ihrer spezialisierten Organ-Ausstattung unterlegen sind, hat uns zuletzt noch die Anthropologie (Port-

mann, Plessner, Gehlen) gelehrt; wir sind stattdessen Generalisten: wir können nichts besonders gut, sind aber für vieles offen, weil wir kleine Prothesengötter sind: wir erfinden Werkzeuge, können sowohl am Äquator als auch in Grönland überleben; mit einem Wort: wir sind als erste Freigelassene der Schöpfung von Natur aus Kulturwesen. Auch Rousseaus zivilisationskritische Natur ist ein *hochkulturelles* Ideal.

5.

Das muß man beispielsweise auch im Kontext von Naturschutz oder „Bewahrung der Schöpfung“ im Auge behalten. Was wir als schützenswerte Natur empfinden, ist durchweg eine Kulturlandschaft. Naturschutz heißt dann Konservierung eines von Menschen gewollten oder geschaffenen Status quo. Denn die Evolution kennt keinen Soll-Zustand der Natur, und die Eiferei gewisser Naturschutz-Puristen läuft tendenziell nur auf die Selbstabschaffung des Menschen hinaus; aber: wären die Dinosaurier nicht ausgestorben, hätten Säugetiere nicht überleben und schließlich auch Menschen sich nicht entwickeln können.³

Naturschutz schließt also auch Schutz vor der Natur ein. Vor etwa 6 Mill. Jahren hat sich der Mensch von anderen Primaten getrennt (*Australopithecus*), vor 250000 Jahren entwickelte sich der moderne *homo sapiens*. Gemessen an den zigMillionen Jahren der Evolution des Lebens ist dieser Zeitraum viel zu kurz, um den komplexen kognitiven und kulturellen Reichtum menschlicher Gesellschaften etwa durch Selektion und genetische Variation zu erklären. Es muß deshalb angenommen werden, daß in der menschlichen Evolution die biologische als kulturelle Vermittlung stattgefunden hat.

Es geht bei diesem Thema im Unterschied zu reduktionistischen Erklärungen der Entstehung von Kognition und Kommunikation (Gene, Neuronen) darum, „was Menschen dazu befähigt, überhaupt einen Interpretationsprozeß zu vollziehen...diejenige Art von Verstehen...um interpretierende Sozialwissenschaft zu betreiben (z.B. in der Lage zu sein, sich mit den Gedanken und Gefühlen von Menschen eines anderen Zeitalters zu identifizieren)...wie sich Verstehen als kognitive Fähigkeit während der Vorgeschichte und der Geschichte des Menschen zu einer wichtigen Dimension des menschlichen Denkens entwickelte.“⁴ Seine These faßt Tomasello dahingehend zusammen, „daß die menschliche Kognition (und Sprache-W.P.) aufgrund der menschlichen Gemeinschaft so ist, wie sie ist“, also dank „jener besonderen Form kultureller Interaktion und Organisation...die sich bei keiner anderen Art auf diesem Planet findet“.

Dennoch haben rousseaustische Motive subkutan fortgewirkt, meist in Opposition zu einem mechanistischen Naturbegriff und zweckrationaler Eindimensionalität der gesellschaftlichen Praxis. Spuren davon finden sich nicht nur in der Spätaufklärung und Romantik; auch Marxens Proletarier hat noch etwas vom edlen Wilden, ebenso findet sich Rousseauistisches bei Freuds ungebärdiger Triebphäre oder den naturistischen Lebensreformern vom Monte Verità; in unseren Tagen im Gesundheitskult oder der Bio- und Öko-Szene. Allerdings

³ Vgl. dazu T.C. Boyle, Wenn das Schlachten vorbei ist, München 2012

⁴ M. Tomasello, Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens, Ffm 2002, S.9

behält auch dabei die vorhin genannte These ihre Bedeutung: daß die natürliche Evolution keinen Soll-Zustand vorgibt.

Anders gesagt: es gibt keine *natura pura*, und was natürlich heißt, hängt von unserer kulturellen Interpretation ab.

6.

Wenn die Wissenschaft aus Rätseln Lösungen machen soll, so will die Kunst aus Lösungen Rätsel machen. Das hat sie auch in puncto Natur vorgeführt. Ob poetisch bei Arkadien oder im Psalm 8: einen Sinn für die Schönheit von Natur und Schöpfung finden wir schon in alten Zeiten, vielleicht sogar in den prähistorischen Felsmalereien.

Als am 26.4.1336 Petrarca den Mont Ventoux bestieg, habe er das Zeitalter der modernen Landschaftsästhetik und des Naturschönen eröffnet. (J.Burckhardt; J.Ritter). Aber als Pate des Naturschönen erscheint er, bei Licht besehen, vielleicht doch fehlbesetzt. Schon die Umstände der Niederschrift seines Berichts von der Bergbesteigung geben zu chronologischen Zweifeln Anlaß. Als er schließlich nach mancherlei Warnungen und Mühen zusammen mit seinem Bruder den Gipfel erreicht hatte, sah er zwar angeblich immerhin bis zum Golf von Marseille. Er findet auch schöne Worte für den Blick auf die weiten Lande, Flüsse und Täler. „Während ich dies eins ums andere bestaunte und bald an Irdischem Geschmack fand...kam ich auf den Gedanken, in das Buch der *Bekanntnisse* des Augustinus hineinzuschauen...“ Und wie zufällig schlägt Petrarca das 10. Buch auf: „Und es gehen die Menschen hin, zu bewundern die Höhen der Berge und die gewaltigen Fluten des Meeres und das Fließen der breitesten Ströme und des Ozeans Umlauf und die Kreisbahnen der Gestirne – und verlassen dabei sich selbst“.⁵

Dieses *et relinquit se ipsos* macht die eigentliche Pointe der Geschichte aus: „Ich...schloß das Buch, zornig auf mich selber, ich, der ich schon längst selbst von den Philosophen der Heiden hätte lernen müssen, daß nichts bewundernswert ist außer der Seele: Im Vergleich zu ihr ist nichts groß.“ Petrarca hat zwar durchaus ein Auge für Schönheiten der Natur, erlebt sie aber, in neuplatonisch-augustinischer Tradition, als sirenenhafte Verlockung. Im Unterschied zum antiken Odysseus, der listig die Tücken der verführerischen Betörung zu umschiffen wußte, wird Petrarca von Reue und Schuldgefühl übermannt.

Moderner hingegen die Renaissancekunst: Landschaften, die selbst zur Bühne werden, und beispielsweise in Architektur oder der Entwicklung der Zentralperspektive auf unbefangene Weise Kunst, Handwerk und Wissenschaft vereinen. Der Sinn fürs Naturschöne und Mathematik gehen eine Symbiose ein: „In Baco, als seinem ersten Schöpfer, birgt der Materialismus noch auf eine naive Weise die Keime einer allseitigen Entwicklung in sich. Die Materie lacht in poetisch-sinnlichem Glanze den ganzen Menschen an“, schreibt Marx 1844/45 in der „Heiligen Familie“.

⁵ F. Petrarca, Die Besteigung des Mont Ventoux, Stuttgart 1995 Reclam), .23 f. – Anmerkungen und Nachwort .37-67.

Aber eine ästhetische *Theorie* dieser leuchtenden Natur hat auch die Renaissance noch nicht. Und wie vielfach dargelegt, lösten sich die neuen Wissenschaften peu à peu aus diesem Kontext und verselbständigten sich anästhetisch, zunächst mathematisch-physikalisch, schon bei Galilei, mehr noch bei Hobbes oder Descartes und verfestigten sich später zum mechanistischen Weltbild. Sie verloren darüber ihre frühere ästhetische Kompetenz.

7.

Was da nur als Verlust erscheint, verhalf paradoxerweise der Naturästhetik erst richtig auf die Sprünge.

Das vormoderne Verhältnis zur Natur bestimmte sich zumal auf dem Lande weniger durch Schönheitsempfinden als vielmehr durch den permanenten Kampf um Selbsterhaltung, bei ohnmächtiger Abhängigkeit von der unberechenbaren Übermacht der Natur. Die Mimesis, die sich darüber entwickeln konnte, tendierte nicht zum Naturschönen, sondern eher zur Angleichung an rohe Natur. Arkadische Stimmungen blieben deshalb fast ausschließlich Sache einer kultivierten, vom Überlebensdruck entlasteten Oberschicht und verschafften sich in entsprechenden Formen von Theorie und Poesie Ausdruck.

Landschaft hat überdies mit ästhetischer Einbildungskraft zu tun; ob Berge, Wälder, Flüsse, Steppen oder Wüsten: sie können erst zum Naturschönen werden, schreibt Joachim Ritter, „wenn sich der Mensch ihnen ohne praktischen Zweck in ‚freier‘ genießender Anschauung zuwendet, um als er selbst in der Natur zu sein“. Unser Wohlgefallen an scheinbar naturbelassener oder von Landbewohnern kultivierter Landschaftsschönheit wie etwa die Toskana bilden da keine Ausnahme: sie verdanken sich der urbanisierten Ästhetik ehemals landflüchtiger, dann nach Ausbruch der Pest in Florenz wieder stadtlüchtiger Einwohner; sie konnten ihre im vorherigen Jahrhundert in den Städten kultivierte Sinnlichkeit nun auch landschaftsarchitektonisch umsetzen.

Nun bescherten der Fortschritt der Wissenschaften und die wachsenden Naturbeherrschung ein Paradox für das Naturschöne. Auf der einen Seite konnten so die Härten einer unbeherrschte Natur gemildert oder sogar beseitigt werden. Aber andererseits verhielt sich das Medium der Wissenschaft anästhetisch gegenüber der äußeren und inneren Natur: in ihrer Herrschaft unterdrückte sie jene Naturschönheit zugunsten instrumenteller Zwecke. Nolens volens glich sie sich damit als zweite Natur der unterworfenen ersten Natur wieder an.

J. Ritter hat in seiner Studie über „Landschaft“ (1963)⁶ auf einen weiterführenden Aspekt aufmerksam gemacht: „Der Naturgenuß und die ästhetische Zuwendung zur Natur setzen...die Freiheit und die gesellschaftliche Herrschaft über die Natur voraus...Freiheit ist Dasein über der gebändigten Natur“. Die Verdinglichung der Natur entbindet zugleich die Möglichkeit naturästhetischer Wahrnehmung.

⁶ In: J.Ritter, Subjektivität, Ffm 1974

Auf diese Weise glaubte Ritter, das irreversible Fatum der modernen Naturbeherrschung kompensieren zu können. Er hat unterschätzt, wie sehr diese Herrschaft über Natur auch noch die Beherrscher stigmatisiert. Die Unterwerfung der ersten Natur, bemerkte Adorno, bedeute noch nicht, daß die zweite, gesellschaftliche Natur befreit sei.⁷ „Natur hat ihre Schönheit daran, daß sie mehr zu sagen scheint, als sie ist...denn das Naturschöne ist die Spur des Nichtidentischen im Bann universaler Identität. Solange er waltet, ist kein Nichtidentisches positiv da“. Darin rühre das Naturschöne „an eine Wunde“. Es werde zum Statthalter eines Anderen, an „das an der Natur, was nicht selber Geist“ ist.⁸

8.

Während Kant noch das Naturschöne als ein schönes Ding vom Kunstschönen als dem Bild von einem schönen Ding unterscheiden konnte, hat sich die Naturästhetik nach dem Siegeszug des wissenschaftlichen Naturbegriffs in ein paar Nischen oder ins Kitschig-Triviale (Tourismus) verflüchtigt (K.Rosenkranz). Auch die Öko-Szene interessiert sich eher für Biotope und Bestands-Konservierung als für Ästhetik.

Umso bemerkenswerter die documenta 13: Die Chefin Christov-Bakargiev forderte u.a. Wahlrecht für Erdbeeren, lobte die kulturelle Produktivität von Tomaten (mit denen wir immerhin 40% unserer Gene teilen!) und erklärte Spinnweben und Software-Inventionen zu Kunstwerken.⁹ Nicht nur jeder Mensch soll ein Künstler sein (Beuys), sondern auch jedes Tier: „Sozialisiert in den USA hält sie den Feminismus offenbar für (erfolgreich) erledigt, und meint, die Frauen sollten sich nun als Expertinnen des Andersseins und der Empathie in Tiere und Pflanzen hineinversetzen und diesen zu ihrem Recht verhelfen.“

Es gibt da z.B. einen Garten, der Schmetterlinge anlocken soll: man will Tiere nicht mehr zum Thema machen, sondern ihnen gefallen. Im Kasseler Auepark entfernt man sich immer weiter von der Zivilisation, um als Ursprungswesen eins mit sich und der Schöpfung zu werden; dort werden Brennesseln und Gestrüpp sowie zwei Hunde mit rosa bemalten Pfoten präsentiert, oder die alte Skulptur eines liegenden weiblichen Aktes, deren Kopf und Gesicht als Biene figuriert: Natur als Kunst montiert. Bienen produzieren selbst ästhetisch und sind zudem gesellschaftlich gut organisiert, der Mensch möge als Künstler sich also bittschön zurücknehmen gegenüber der schöpferischen Natur.

Man hat deshalb sarkastisch empfohlen, die nächste documenta gleich als Bundesgartenschau zu veranstalten. So wie radikale Naturschützer tendenziell die Selbstabschaffung des störenden Menschen betreiben, so wird hier die Abschaffung der Kunst im Namen einer idyllisierten Natur vorgeschlagen.

9.

⁷ S.97-121.

⁸ T.W. Adorno, *Ästhetische Theorie*, Ffm 1973, 122.

⁹ Vgl. dazu Kia Vahland in der „SZ“ v.26.7.12

Nach diesem skizzenhaften Querschnitt durch aktuelle Szenarien des Naturbegriffs kann ich nur meine Anfangssentenz wiederholen: je näher man diesem Begriff zu kommen versucht, desto ferner rückt er. Vielleicht empfiehlt es sich, dem begrifflichen Eindeutigkeitsverlangen von Sprachpuristen die Vieldeutigkeit der Sache selbst, des Phänomens Natur, entgegenzusetzen. Dafür gibt es in der Philosophie die alte Bezeichnung „Äquivokation“, an der wir mindestens so lange festhalten dürfen wie die große Weltformel noch nicht gefunden worden ist.